

Vom Stuhl des Pensionärs aus

Tue ich recht daran, der Aufforderung von Sibylle Ehringhaus und Roland Kanz zu folgen und ein vorbereitendes Statement zu der Sektion »Studium, Beruf und Gesellschaft« (Bonner Kunsthistorikertag) zu schreiben? Meine amtliche Berufstätigkeit endete vor 15 Jahren; sie hatte sich unter Bedingungen vollzogen, die längst Geschichte sind. Ich muß mich daher fragen, ob es nicht eine Zumutung für die mit den Nöten der Aktualität kämpfenden jungen Kollegen und Studenten ist, wenn ich vom bequemen Stuhl des Pensionärs aus das Wort nehme. Ratschläge zu erteilen wäre unter diesen Umständen geschmacklos. Vielleicht können Erinnerungen und allgemeine Überlegungen von begrenztem Nutzen sein.

Wir begannen nach dem Kriege unser Studium in einer Disziplin, die zwar durch die Vorgänge ab 1933 amputiert und versimpelt war, welche sich aber doch in dem Glauben wiegte, einen zwar bescheidenen, jedoch gesicherten Platz in der gesellschaftlichen und staatlichen Öffentlichkeit zu haben. Noch war Kunstgeschichte ein sog. kleines Fach mit einer begrenzten Zahl von Studienabgängern. Die meisten Studierenden hatten eine feste Vorstellung von ihrer kommenden Laufbahn: Sie würden als Beamte oder Angestellte im öffentlichen Dienst tätig werden, sei es als Denkmalpfleger, als Kustoden an Museen oder als Hochschullehrer, im Ausnahmefall als Forscher an einem wissenschaftlichen Institut. Ein Ausweichen in den Journalismus kam vor, galt aber nicht als seriös. Dieses Schema funktionierte bis etwa 1970. Ihm entsprach ein festgefügtter Rahmen der Ausbildung. Man wußte, was »Kunstgeschichte« zu sein hatte. Es gab noch keine Zweifel an den Grenzen zwischen Kunst und Trivialem. Noch nicht einmal die Photographie gehörte zum Kanon, und den Blick auf die Moderne überließ man mit seltenen Ausnahmen betulich der Tageskritik. In solcher Gestalt bediente die Disziplin die Bedürfnisse der restaurativen Wiederauf-

baugesellschaft in Westdeutschland mit großen Leistungen in der Denkmalpflege und in den Museen, mit Ausstellungen von Ars Sacra (1950) bis zu den Staufern (1977), welche das durch die Untaten der Nazis beschädigte deutsche Selbstverständnis mit einer Folie von mittelalterlichem Goldgrund hinterlegten. Die Kunsthistoriker lieferten das positivistische Unterfutter.

Nicht klar gemacht haben wir uns damals, wie ungesichert das öffentliche Laufbahngefüge war, mit dem die Disziplin ganz selbstverständlich, ja fast als gottgegeben, rechnete. Die Kunstgeschichte hatte es nie geschafft, in das Laufbahnen absichernde System der Staatsprüfungen einzudringen, wie es der Historie und den Philologien gelungen war. Die Arbeitsplätze für den Kunstunterricht an Höheren Schulen hielten die konkurrierenden Kunstpädagogen besetzt, die nicht in den kunsthistorischen Seminaren, sondern an den Pädagogischen Hochschulen ausgebildet wurden. Ich erinnere mich, daß ich um 1967 eine Anfrage des Stuttgarter Ministeriums, ob die Ausbildung der Kunstpädagogen nicht von den Kunsthistorikern an den Universitäten übernommen werden könne, mit fachwissenschaftlichem Dünkel zurückgewiesen habe. So weit reicht die jetzige Malaise zurück. Wir übersahen: Alle die Stellen, welche Kunsthistorikern offenzustehen schienen – in der Denkmalpflege, an den Museen, ja auch an den Hochschulen –, waren ihnen nur über Gewohnheit, Verabredung zugewiesen, aber nicht über feste Laufbahnregeln wie im Höheren Schulwesen oder in der Justiz. Jeder öffentliche Mentalitätswandel konnte einen Kunsthistoriker in der Denkmalpflege durch einen Kulturhistoriker oder Architekten, einen Kustoden am Museum durch einen Manager ersetzen und die kunsthistorische Lehre an bestimmten Hochschulen für überflüssig erklären. Wir haben naiv geglaubt, daß es so weit nie kommen würde, und eine Stellenex-

pansion bis in die 70er Jahre bestärkte uns darin. Inzwischen erleben wir, wie die Stellen für Kunsthistoriker eingezogen oder umgewidmet werden. Das traditionelle Laufbahngefüge ist aufgeweicht.

Die ökonomische und administrative Krise, welcher die Gesellschaft gegenwärtig ausgesetzt ist, hat die Kunstgeschichte als Institution voll erwischt. Noch haben Kunst und Kultur in der vielleicht rasch zu Ende gehenden Freizeitgesellschaft Konjunktur. Solange Ausstellungen und Studienreisen bezahlbar bleiben, werden sie überlaufen. Hier öffnen sich neue Märkte für junge Kunsthistoriker, auf denen diese aber keine gesicherten Positionen mehr finden, sondern den wieder kräftig wuchernden Mechanismen der Ausbeutung ausgeliefert sind, von denen wir gehofft hatten, die soziale Marktwirtschaft habe sie auf immer domestiziert. Schon lange waren Stipendiaten, Volontäre, Werkverträger Billigarkbeitskräfte ohne soziale Absicherung, die man für temporäre Vorhaben ausnutzen konnte. Aber sie arbeiteten noch am Rande staatlicher und kommunaler Institutionen und fanden dabei manchmal den Übergang in feste Stellen. Jetzt entstehen auf dem »freien« Markt Tätigkeitsfelder, auf denen die traditionell ausgebildeten Kunsthistoriker mit »Kulturwirten« und anderen Impresarios konkurrieren müssen. Diese Tätigkeitsfelder sind extrem konjunkturabhängig. Verschärft sich die gegenwärtige ökonomische Krise, könnten sie rasch wieder verschwinden.

Dieser neuen ökonomischen Situation sieht sich das alte Universitätsfach Kunstgeschichte gegenüber. Es muß sich den vielen Studierenden widmen, welche eine sensibilisierende Selbstverwirklichung durch die Beschäftigung mit Kunst und Kunstgeschichte suchen. Hinzu kommen noch die alten Menschen, welche nach einem Leben in praktischer, meist ein-

kömmlicher Tätigkeit den brotlosen Jugendtraum vom Kunstgeschichtsstudium nachholen wollen. Es ist bewundernswert, wieviel gute, ja exzellente Forschung an den kunsthistorischen Seminaren trotzdem getrieben wird. Aber für die jungen Forscher gibt es keine Stellen mehr. Hier erhebt sich die Frage: Darf man das Studium völlig vom Markt und dessen Interessen abkoppeln? Diese Frage schlägt mitten ins Gesicht der alten Humboldtschen Universitätsidee und läßt sich doch nicht unterdrücken. Die kunsthistorische Forschung und das musische Unterhaltungsbedürfnis, das Verlangen nach ästhetischer »Wellness«, sind in der Freizeitgesellschaft nur bedingt kommensurabel.

So trägt die Situation, vor die sich die Universitätsdisziplin Kunstgeschichte gestellt sieht, ein moralisches Janusgesicht. Auf der einen Seite muß die Disziplin die Verantwortung für die ökonomische Zukunft ihrer Studienabgänger ernst nehmen. Das Ideal vom brotlosen Geisteswissenschaftler, der asketisch der reinen Forschung dient, ist nicht nur tumb, sondern, sozial gesehen, zynisch. Auf der anderen Seite darf die Disziplin sich nicht blind den Interessen und Verlockungen des medialen Unterhaltungsgeschäfts unterwerfen. Sie hat die aufklärerische Pflicht, einen mündigen und kritischen Umgang mit Bildern zu pflegen, der quer zu den Interessen der Unterhaltungsindustrie liegt. Aber diese Industrie lockt mit Projekten, Publicity, mit Geld und auch mit Beschäftigungsangeboten für die sonst brotlosen Studienabgänger. So ist die Situation des Universitätsfachs Kunstgeschichte nur der Spiegel eines allgemeinen Zustands der Gesellschaft, in dem offen bleibt, wieviel kritisches Potential, wieviel reflexive Zivilität die neue Allmacht der Ökonomie überleben werden.

Willibald Sauerländer